

Baden im Spiegel seiner Gäste

Autor(en): **Münzel, Uli**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujaersblätter**

Band (Jahr): **50 (1975)**

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-323759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Baden im Spiegel seiner Gäste

Im Jahre 1974 wurde von der Stadt Baden ein Wettbewerb veranstaltet: «Künstler sehen den Badener Wald». Dieser Wettbewerb fand ein grosses Echo und zeitigte viele schöne Kunstwerke. Sozusagen als Nachlese zu dieser Veranstaltung sollen nachfolgend auch einige literarische Zeugnisse über den Badener Wald abgedruckt werden.

Uli Münzel

David Hess:

Über David Hess (1770–1843), den Schöpfer des schönsten und umfangreichsten Badener «Fremdenführers», die «Badenfabrt», brauchen wohl nicht viele Worte verloren zu werden. Eine Tatsache verdient aber wieder einmal in Erinnerung gerufen zu werden: Er war der erste Autor, der nicht nur die Bäder und die Stadt, sondern auch die weitere Umgebung, die Aussichtspunkte und die Spaziergänge beschrieb, der Naturschwärmerei in der Nachfolge Rousseaus folgend. Schon 1802 hatte er in einem Bändchen «Kleine Gemälde, Reminiszenzen und abgebrochene Gedanken von einem Dilettanten» eine hübsche Erzählung über den Badener Wald veröffentlicht: «Die bezauberte Prinzessin oder die Entstehung des Teufelskellers bei Baden im Aargau». (Abgedruckt im «Badener Kalender» 1943.) Aber den eigentlichen Naturzauber dieses romantischen Waldteiles schilderte er erst in seiner «Badenfabrt» 1818.

Wenn man vom oberen Stadttor auf der Mellingerstrasse 600 Schritte fortgewandert ist, trifft man auf einen schmalen Fusssteig, welcher links gegen den Kreuzberg oder wie er auch noch heisst, die Metzgerfluh hinaufführt; er ist etwas steil, führt aber in kurzer Zeit zum Ziel. Hier bietet dem Auge sich eine überraschende, weite Aussicht, in deren Mitte Zürich liegt. Gerade vor sich hin sieht man auf das Kloster Wettingen, wo die Limmat in perspektivischer Flucht ein lateinisches S bildet und sich mühsam zwischen den gelben Felsen hindurchwindet.

So reizend und mannigfaltig auch diese grosse, mit fernen Schneegebirgen wie mit weissen Rosen bekränzte Landschaft sein mag, senkt dennoch der

Bibliographie: «Die Badenfabrt». Neuausgabe zum 150jährigen Jubiläum der Originalausgabe. Baden-Verlag 1968, S. 252–256.

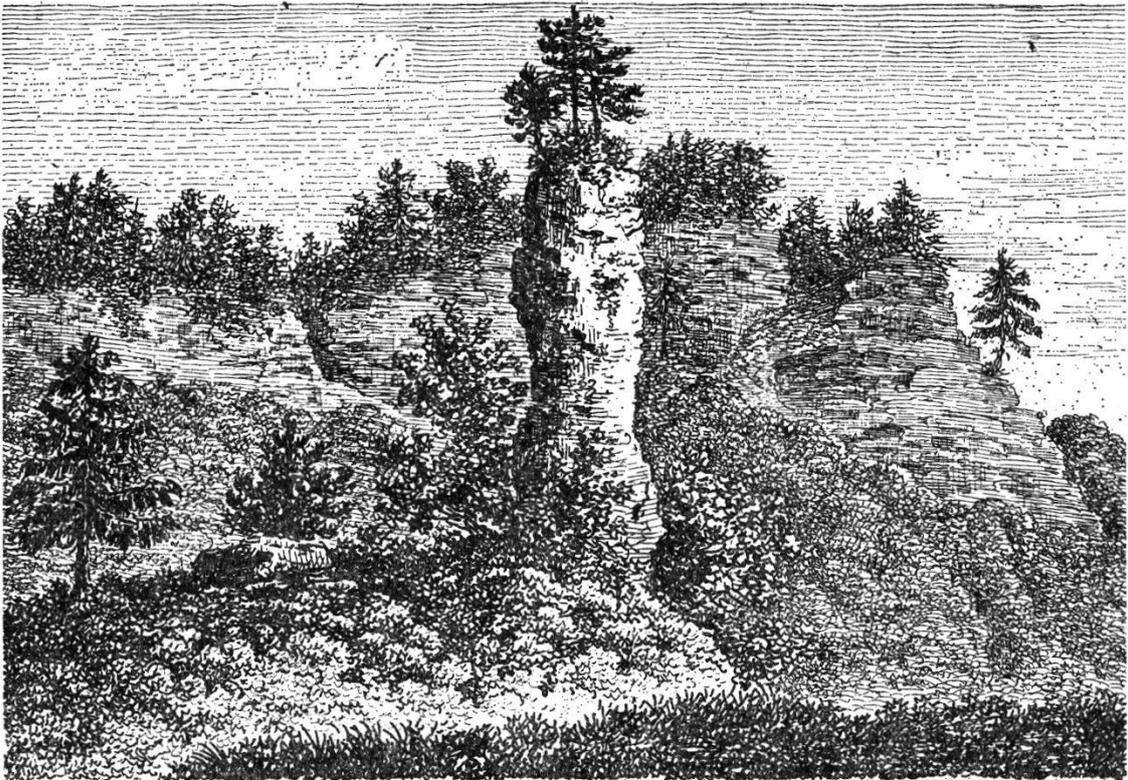
Blick sich unwillkürlich nieder auf die zunächst liegenden, höchst anziehenden Gegenstände. Der Bergrücken, den wir erstiegen haben, ist wenige Schritte breit und an seiner südöstlichen Senkung scheint vor unseren Füßen sich ein Abgrund zu eröffnen. In dieser Tiefe liegt ein enges, ödes Tal mit kleinen und grossen Felsstücken besät, als hätte Deukalion da Menschen erschaffen wollen, mit Moos und Pflanzen und niederem Gesträuche dicht bewachsen, von anscheinenden Mauertrümmern rings umschlossen, nirgends eine Spur ordnender Menschenhand, nichts, das uns einige nützliche Ausbeute verspräche, ein unentwirrtes Chaos, ein Aufenthalt für Füchse, Eidechsen, Schlangen und Natterngezücht. Aus der Mitte dieser einsamen, beinahe schauerlichen Schlucht erhebt sich ein Gestein, in welchem das Auge die Trümmer einer Burg zu erblicken glaubt.

Allein, diese Erscheinung täuscht bloss durch ein wunderbares Naturspiel. Der vermeintliche Turm ist ein schmales Stück Nagelfluh, das mit einigen mageren Fichten bewachsen, etwa dreissig Fuss hoch, senkrecht emporstrebt und auch die Steinmassen alle, welche wie altes Gemäuer das Tal einfassen, sind sowie die zerstreut in dem Kessel umherliegenden unzähligen Brocken nichts anderes als Nagelfluh. Diese öde Vertiefung, seit undenklichen Zeiten der *Teufelskeller* genannt, gehört zum Stadtbann, ihr durchaus steiniger Boden erzeugt nur Schlagholz, wilde Kräuter und rauhes Riedgras.

Der Kessel kann im Halbkreis umgangen werden. Wenden wir uns links, so gelangen wir auf die vorderste Spitze des Kreuzberges und blicken von derselben auf die Stadt und ihre Umgebungen hinab. Der Lägernberg bildet von da aus in seiner östlichen Flucht gesehen eine sehr kapriziöse Linie.

Die ganze Aussicht ist hier noch ausgebreiteter als auf dem obersten Punkt des Fussweges, auf welchem wir von der Mellingerstrasse ablenkend den Bergrücken erstiegen haben. – Gehen wir auf diesem rechts, so gelangen wir bald an einen prächtigen Tannenwald, der wie ein heiliger Hain in dunklen Schatten ruht, obgleich seine starken Stämme wie Säulen weit auseinander stehen. Er senkt sich sanft gegen die Mellingerstrasse hinab, von der man aber nichts gewahr wird und ist mit grossen, moosgepolsterten Felsbrocken besät, welche wie Diwans zum Sitzen einladen. Etwas weiter wechseln mit den Tannen schöne weisstämmige Buchen ab; auf einem Punkt erblickt man durch eine Öffnung den Pilatus und bei heiterem Himmel hinter demselben die Spitzen ferner schneebedeckter Unterwaldnergebirge. – Inzwischen lockt uns die Sonderbarkeit des Teufelskellers auf die Stelle zurück, wo wir denselben zuerst erblickten und von dieser aus wagen wir uns auf einem kaum bemerkbaren Pfad in jene kleine regellose Unterwelt hinab. Mühsam winden wir uns zwischen hohen Farnkräutern, feuchten Binsen,

niedерem Buschwerk und Brombeersträuchern, die dicht ineinander verwachsen jeden Fusstritt hemmen, hindurch, umgehen die Felsmasse, welche auch noch in der Nähe einer Turm-Ruine gleicht und glauben da auf Bären, Zigeuner, Räuber oder gar auf Kobolde zu stossen, wo nicht einmal die Spur eines Jägers zu finden ist. – Wenn wir die diese Wildnis füllenden Steinbrocken näher untersuchen, so sind es Puddingmassen von den verschiedensten Formationen, aus den Urgebirgen von Graubünden und Glarus zusammengerollt, welche seit Jahrtausenden hier ruhen. Es ist nicht zu bezweifeln, dass dieser ausgetrocknete Kessel von dem Gewässer ausgehöhlt



Der Teufelskeller, Zeichnung von David Hess aus «Die Badenfahrt»

ward, das einst diese ganze Gegend bedeckte und seit jener letzten grossen Naturrevolution verödet daliegt. Der Teufelskeller ist eine *Ruine der Sintflut*. – Im letzten Sommer wanderte ich dahin mit einer Schar von neun kleineren und grösseren Kindern, unter ihnen waren zwei aufblühende, sanfte, idealisch schöne Mädchen von Basel. Ihr fröhliches Geschwätz belebte die Wüstenei und ihre lieblichen, jugendlichen Formen bildeten mit den rauhen Umgebungen den seltsamsten Gegensatz. Sie kreischten laut auf, wenn ihre weissen Gewänder an Dornen hängen blieben und jubelten,

wenn sie in dunklem Grün eine späte rötlich-glühende Erdbeere erblickten. Wie sie so vor mir hin gaukelten, erschienen sie mir wie ein neues Geschlecht der Unschuld, bestimmt, die aus der Sintflut gerettete Erde wieder mit besseren Menschen zu bevölkern.

Wenn wir an der südlichen Wand des Kessels wieder aufwärts klettern, entdecken wir einen engen Pfad, welcher uns nach Verfluss einer Viertelstunde durch ein junges Buchenwäldchen links abwärts am *Liebenfels* vorbei auf die grosse Landstrasse leitet, auf der wir, ungern genug, aus dem Freien durch die Stadt stolpern müssen.

Silvio di Casanova:

Dieser Autor ist nicht zu verwechseln mit dem berühmt-berüchtigten Giacomo di Casanova, dessen Text über Baden bereits in den Neujaarsblättern veröffentlicht worden ist. Leider können an dieser Stelle keine Lebensdaten und keine Nachrichten über Silvio di Casanovas Werke vermittelt werden, denn nicht einmal die Nachfolgerin seines ursprünglichen Verlegers Engelhorn, die Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, konnte etwas Näheres über ihn mitteilen.

Ein anderer Gedichtband von ihm, auf der inneren Umschlagsklappe des Buches erwähnt, «Lieder der Liebe und der Einsamkeit», fanden das ungeteilte und begeisterte Lob von Isolde Kurz, Georg Brandes und Hermann Hesse. Es bleibt nichts anderes übrig, als einen Teil der dithyrambischen Verse über den Badener Wald mit Erlaubnis der Deutschen Verlagsanstalt hier abzudrucken.

Bibliographie: Wald und Elemente», 88 Seiten. Verlag J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart, 1925.

Vorwort zum Kapitel «Im Walde»

An Grete Klinckerfuss

Freundin, beim Abschied batest du, ich möchte dir über die hiesigen Wälder weiter erzählen, zum Andenken an unvergessliche Tage, die wir hier in der lieben Schweiz verbrachten.

Der lieben Schweiz! – die in diesen schweren Jahren eine so unvergleichliche Zuflucht und Gastfreundschaft der gequälten Menschheit gewährte und mit so beispielloser Liebe und Grossmut ihre Leiden, daheim und in der Fremde, zu lindern suchte.

Während die Völker einander zerrissen, errichtete die Schweiz der Menschenliebe ein unvergängliches Denkmal, das über jedem andern zu ihrem eigenen und ewigen Ruhme gereicht.

Der Wald ist die Heimat der Romantik, die Zuflucht der Poesie, wie das Meer deren tönender Schauplatz ist.

Die hiesigen Wälder, Teufelskeller und Tannenwald, deren Entdeckung wir meiner Tochter Esther verdanken, sind ja der Ausbund jener unvergleichlichen Märchen- und Zauberwelt, der dem Urbegriff zugrunde liegt, was der «Deutsche Wald» verkörpert und bedeutet.

Dir Neues darüber auszusprechen vermag ich nicht, denn es gehört zum

Wesen des Waldes, dass das Älteste und Urtümlichste immer neu und das Immerneue unermesslich alt, unergründlich urtümlich wirkt.

Um deinen Wunsch zu erfüllen, habe ich hier versucht, möglichst getreue Nachklänge aus unseren Eindrücken, Waldgesprächen und -plaudereien in Worten wiederzugeben und zusammenzureimen.

Es war mitunter ein schweres Unterfangen, denn das Höchste, was der Wald anzuvertrauen geruht, besteht eben im Unaussprechlichen.

Gerade um dieses Unaussprechliche habe ich mich mit tiefer Hingebung und demütiger Liebe beworben, um dem Schweigen im Walde das Wort zu entlocken, der unergründlichen Stille und der lautlosen Musik dieser Stille den Eigenlaut abzugewinnen, ihr Leitmotiv zu ergründen und zu erfassen.

Ergänze du mit der Erinnerung, was unsere gemeinsame Waldandacht dem Gemüte anvertraute.

Dir aber sei diese Dichtung, die ich an deinem heutigen Geburtstag vollendete und dir als Huldigung zum Geburtstag widme, ein Zeichen meiner unauslöschlichen Dankbarkeit für die langjährige Freundschaft und Anregung, die du mir, in Musik und zur Dichtung, gespendet hast.

Baden im Aargau/Schweiz/am 18. Oktober 1918

Ein Abschnitt aus dem Kapitel «Im Walde»

Laubnetz um Laubnetz gespannt, die Baumkrone, die sich neigt,
Hutsam beschattet, was alles lautlos waldeinwärts schweigt;
Flechten und Moose bekleiden Felswand, Gestrüpp und Stein,
Schliessen die saumselge Stätte löschenden Samtes ein,
Wo nie ein Echo den Hauch der Zeit auch nur unterbricht,
Schweigt abgedämpft das Getön in dämmrig gedämpftem Licht.
Hier wogt der Boden, aufgewühlt von glutdurchdrungner Kraft,
Der jugendlichen Scholle schöpferischer Leidenschaft,
Merkmäler, Überbleibsel vorgeschichtlichen Geschehns,
Der Schöpfung einstge Wechselbilder, kosmischen Entstehens.
Sattel und Mulde wechseln ab, gefügt aus Stein und Sand
Ragt senkrecht über allen Wipfeln eine Felsenwand,
Die um die Stell empor sich, ein geschlossner Wall, erstreckt,
Daraus sich düster Turm und Giebel morsch und bröckelnd reckt:
Verschanzung, Graben, Burg und Felsenmauer, Spalt und Wall,
Bemoost und farngekrönt, gleich einer Festung im Verfall,
Hervorgegangen aus dem Geiste, der sie kühn erdacht,
Dem Geiste dessen, der sie einst ans Tageslicht gebracht.

Der Meister schuf sie mit des Gletschers Riesenwalze, rief
In der Moräne sie hervor, die unter Hochdruck lief;
So weit das Auge reicht, was heute grünt, lag damals weiss,
Das Urgebilde schwoll, wuchs an, kroch vorwärts dann im Eis:
Blendende Felder, die den Schatten kannten nur von Schnee,
Eisriffe, -klüfte, -höhlen, sturmerzeugt auf grünem See.
In zugefrorenem Wogengang, gepeitscht vom frostgen Wind,
Erstarren, eisgezackt, gebändigt, wind- und wetterblind:
Ein Reich in unbeschränkten Lichte lohem Flammenschein,
Sämtlicher Frühlingsgeister, Blütenräume Winterschrein,
In dessen blanken, unterirdischen Gewölben tief,
Heimlich der Schöpfung Geist in Weltvergangenheiten schlief.
Auf Spiegeleis der Sonne Glanz in grellem Brande stach,
Die flüchtige Wolke nur des Sommers Leuchte unterbrach,
Bis aus des Gletschers Schallgewölb mit ehernem Gewicht
Des Untergangs Posaunen brausten, wie zum Weltgericht:
Der Urzeit jüngster Tag, wo plötzlich, grimmig zornverböst,
Des Auftakts Beckenschlag und -wirbel wurde aufgelöst
In Klängen kosmischer Gestaltung, deren Harmonie
Riss fort die Zeit im Takt der Weltentstehungs-Symphonie.
Das Eis, zu Wasser tauend, floss im Klang des Hörnerschalls,
Geblasen, grollend schwoll der Tubenbraus des Wasserfalls,
In tönendem Zusammenrinnen die Erstarrung wich,
Die losgelöste Melodie entfloss dem Bogenstrich.
Indes die Flöten trillerten der Zweige Einklang, schon
Woben die Geigen säuselnd ein des Laubs Geflüsterton,
Der Bogenstrich erdehnte sich zu waldgewölbtem Dom,
Sichtbar entstieg der Weltmusik das kosmische Phantom.

Karl Schölly:

Karl Schölly wurde 1902 in St. Gallen geboren. Er absolvierte die Handelsabteilung der Kantonsschule. Früh regte sich die dichterische Begabung, die so stark wurde, dass er eine Zeitlang als freier Schriftsteller lebte, aber dann bis zu seiner Pensionierung in der kantonalen Verwaltung arbeitete. Der grösste Teil seines schriftstellerischen Wirkens ist unveröffentlicht, so auch die nachfolgende 1969 entstandene Erzählung. Die veröffentlichten Werke aber, zur Hauptsache Novellen, fanden das ungeteilte Lob der massgebenden Kritiker und die Preise der Schweizerischen Schillerstiftung und von Stadt und Ortsbürgergemeinde St. Gallen. Eduard Korrodi schrieb seinerzeit über die «Besinnlichen Geschichten»: «Der Leser überzeuge sich, dass solche Meisternovellen in der Schweiz nicht alle Jahre geschrieben werden. Was gehört zu einer Meisternovelle? Ein einmaliges Geschehnis, von dem nicht so rasch eine Doublette bei andern Erzählungen zu finden ist. Es gehört ein Schicksal dazu und eine unfehlbare Sprache, die kein Gespreiz von Worten duldet. Es gehört dazu Abenteuer, Gefühl, Überraschung, Spannung und innere Wahrheit. Das wird nie und nimmer ein Reisser. Man käme an kein Ende, was alles zum Glücksfall einer meisterlichen Novelle gehört. Vergessen wir nur das eine nicht: Ihr Wasserzeichen – die Flügel des Dichtergeistes.» Um Karl Schölly ist es stille geworden, weil er eben keine «gespreizten Worte» schreiben wollte – wie alle die berühmten Schweizer Schriftsteller, die sich mit den «Flügeln des Dichtergeistes» lediglich auf Grund ihrer politischen Einstellung fortbewegen. Die nachfolgende Kurzgeschichte ist nur ein bescheidenes, unbedeutendes «Nebenprodukt» des schriftstellerischen Schaffens von Karl Schölly, die Erinnerung an einen Kuraufenthalt in Baden.

Das Gelübde

«Steck genügend Geld zu dir, Gustav», mahnte Frau Professor ihren ebenfalls reisefertigen Mann, der sich schon in Hut und Mantel, noch an einem schlecht schliessenden Fensterladen etwas zu schaffen machte.

«Keine Sorge, liebe Regina», gab der Ermahnte zurück und griff vorsichtshalber nach der Brieftasche. Fragen machen immer unsicher, setzen die traumwandlerische Sicherheit, mit der wir meist unbewusst handeln, in Zweifel und nötigen uns, zu prüfen, um bis zur nächsten Frage Gewissheit zu haben. Der Professor griff nach dem Versteck in seinem Rock und zählte die Hunderternoten nach – ihrer sieben. Soviel würde die Kur in Baden

natürlich nicht kosten; aber man musste, besonders in der heutigen Zeit, immer auf Unvorhergesehenes gefasst sein.

Arm in Arm schritt das betagte Paar zum Bahnhof, wo der junge Mann aus der Nachbarschaft die vorausgetragenen Koffer abgab. Von der Bahnfahrt ist nichts zu berichten, sie verlief still und friedlich. Erst beim Aussteigen in Baden ergab sich zwischen den ergrauten Eheleuten eine Meinungsverschiedenheit, indem Frau Professor das Reisegepäck einstellen und einen Mietwagen bestellen wollte, während Gustav vorzog, die beiden Koffer selber zu tragen bis zum Gasthof in Ennetbaden, nachdem man schon so lange gesessen und ausgeruht hatte.

Um dem der Liebe, nicht der Zanklust entsprungenen Geplänkel ein Ende zu machen, betrat der Professor den Fussgängerstreifen aufrechten und federnden Ganges; das beschwingte Beispiel des Lastenträgers riss die Zögernde nach.

Zwar zog sich der Weg in die Länge; aber neben den vielen Gebrechlichen, die mit Krücken daherschlichen, wirkten die beiden Alten selbst im ermüdeten Zustand noch jugendlich. Frau Professor, um derentwillen die Kur beschlossen worden, spürte das Gliederreißen mehr in den Handgelenken und in den Schulterblättern, war also nicht am Gehen behindert. Gustav war mehr zur Gesellschaft mitgekommen, wollte jedoch vorbeugend mitbaden.

Als man im «Sternen» glücklich einquartiert war und sogar den Besuch beim Kurarzt hinter sich gebracht hatte, begann das wohlbekanntes gesellige Ferienleben im Kreis der Badegäste, dem Gustav gern auswich, weil er lieber durch die Wälder strich, als in Polsternischen sass, wo die Regina besuchenden Freundinnen den Kaffee rühmten.

Von kleinen Rundgängen auf der Kurpromenade, in den Weinbergen der Goldwand, auf den Stein und zur Baldegg schloss er sich nicht aus; aber wenn die Frauen im Gespräch sesshaft wurden, nahm er gern Urlaub für ein paar Stunden, um ein etwas ferneres Ziel anzusteuern. Und auf einem dieser Ausflüge geschah dann das Unvorhergesehene, von dem hier die Rede sein soll.

Der Professor war ungefähr eine Stunde schon unterwegs und befand sich auf einem schnurgeraden Strassenstück im Hochwald, als er in etwa hundert Metern Entfernung linkerhand einen Mann aus dem Dickicht des Unterholzes treten und nach der Fahrbahn streben sah. Aus der Art des Hervorbrechens und der Kleidung war es weder ein Pilzfreund noch ein Beerensucher, auch kein Jäger oder Waldgänger, eher ein Strolch, der vielleicht den Leuten auflauerte, um sie hier ungeschen anzubetteln. Gustav erinnerte sich sofort an ein Erlebnis aus jungen Jahren, wo solch ein unerwünschter

Wegelagerer ihm um Mitternacht in der Einsamkeit Kragenknöpfchen feilgeboten hatte. Damals war er, im Bewusstsein seiner Kraft, ohne die geringste Furcht aufgetreten und infolgedessen auch ungeschoren davongekommen; aber jetzt, dem siebzigsten Altersjahre nahe, fehlte natürlich dieses überlegene Gefühl und an seine Stelle trat ein Unbehagen, das sich schnell in Angst verwandelte.

Denn er sah, seinen Weg trotzdem fortsetzend, in der Hand des Mannes ein langes Messer und beobachtete fast gleichzeitig, wie von der rechten Seite her ebenfalls ein höchst verdächtiger Geselle gegen die Strasse vorrückte. Auch dieser Mann, der einem sizilianischen Banditen glich, trug etwas Metallisches in seiner Rechten, das er an der Hosennaht zu verbergen suchte. Jeder der beiden Männer fasste hinter einem Baumstamm Posten, so dass nur die Köpfe sichtbar blieben.

Im Gehen überlegte der Professor, ob er nicht besser täte, sofort umzukehren, selbst auf die Gefahr hin, mit seiner Flucht lächerlich zu wirken. Ferner schoss ihm durch den Kopf, dass er die siebenhundert Franken noch auf sich trug und der Überfall sich daher für die Räuber lohnen würde.

Statt zu fliehen, ging er immer weiter, also gradewegs in sein Verderben, vielleicht zwangsläufig oder weil er sich, von beiden Wegelagerern beobachtet, seiner Furcht schämte. Er war ihnen schon so nahe, dass er des einen schlecht versteckte Waffe, einen Gertel, unterscheiden konnte – noch zwei, drei Schritte, so würde der Unhold mit dem bekannten Spruch «Geld oder Leben!» vor ihn hintreten, während sein Spiessgeselle von hinten nach dem Geldbeutel griffe.

Aber keiner der beiden Männer bewegte sich. Der geängstigte Professor, der das Schlimmste voraussah, ja sogar mit seinem Tode rechnete, tat innerlich ein Gelübde, ungefähr des Inhaltes, dass er, wenn die Gefahr nicht einträfe, er mit dem Schrecken davonkomme, seinen Dank in Form einer Schenkung abstaten werde.

Er hatte dies kaum gedacht, als einer der beiden Männer ihn nach der Zeit fragte. Gustav nannte die Stunde, worauf sich merkwürdigerweise beide nach dem Wald entfernten, aus dem sie hergekommen. Offenbar waren es ausländische Gastarbeiter, die hier im Auftrage des Försters den Hochwald säuberten, indem sie das morsche Holz der Fichtenstämme mit dem Gertel wegmachten. Sie hatten vielleicht den Wagen erwartet, der ihnen die Zwischenverpflegung brachte, möglicherweise den Förster oder einen zusätzlichen Gehilfen. Oder es war ihnen einfach langweilig geworden in der stillen Dämmerung des ungewohnten Arbeitsplatzes.

Nach einem glücklich überstandenen Abenteuer kehrt der Mut zurück,

jedenfalls die Vernunft und auch gute Laune. Der eingeschlagene Weg berührte keine Siedlung und war derart angenehm, dass der Wanderer sich in die Weite verlor und nach ungefähr zwei Stunden für ratsam hielt, den Rückweg anzutreten.

Aber da geschah wieder etwas Merkwürdiges. Denn als er einer Lichtung zustrebte, um sich über den Sonnenstand und seine Lage gleich einem Schiffer auf hoher See zu unterrichten, stiess er auf den Wegweiser, den er beim Eintritt in den Hochwald schon einmal zu Rate gezogen hatte. Er hatte somit ahnungslos einen Kreis beschrieben, der sich hier schloss.

An der Abendtafel erzählte der Professor sein Erlebnis den Tischgenossen, ohne sein Gelübde zu erwähnen, das er schon halbwegs vergessen hatte. Auch die Geschichte mit den mitternächtlich angebotenen Kragenknöpfen kam zur Sprache. Ein Badegast berichtete von ähnlichen Erlebnissen. Er meinte, es sei sehr gefährlich, in einer solchen einsamen Lage, wo man von wildfremden Menschen angesprochen werde, den Geldbeutel oder die Sackuhr zu zücken, und er habe schon manchmal mit einer Notlüge des Diebes Absicht vereitelt. Man belachte den Ängstlichen.

In der letzten Woche seines Kuraufenthaltes ging der Professor nochmals wälderwärts. Der erste zarte Herbstnebel lag über Baden und allfällige Wegelagerer hätten bei diesem Dunst, der die Gründe verschleierte, leichtes Spiel gehabt. Aber Gustav dachte jetzt weder an jenen vermeintlichen Überfall, noch an sein Versprechen, und so musste der Himmel ihn leise daran erinnern.

Es war am Eingang eines stadtnahen Waldstückes an einem Spätnachmittag; es dunkelte schon unter den Kronen und ein kühler Dampf hüllte das Land ein, so dass die Gegenstände nur undeutlich erschienen. Der Professor wollte bei der Kreuzung auf einen Seitenpfad abzweigen, als ihm plötzlich ein kleines Männlein in den Weg trat mit ausgebreiteten Armen. Es trug ein rotes Käpplein, einem Gartenzwerg ähnlich und schien zu grinsen.

Der Professor stutzte, schaute lang auf die geisterhafte Gestalt und dachte schon an ein übersinnliches Geschehen, eine Art Erscheinung, schritt dann aber doch auf das Elementarwesen zu, das sich bald als Brunnenstock zu erkennen gab.

Aber die beiden verstanden sich.

Und als unser gemütliches Paar schon wieder im Zuge sass, eröffnete Gustav seiner Frau den Plan einer bescheidenen Stiftung zugunsten brandgeschädigter oder bestohlener Gastarbeiter.

